

# Kunterbuntes

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizerische Gehörlosen-Zeitung**

Band (Jahr): **54 (1960)**

Heft 22

PDF erstellt am: **13.09.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Aus der Redaktionsstube

Abonnenten in Disentis bekommen die «GZ» verspätet. Sie schlagen vor, wir möchten ihre «GZ» nicht mehr über Zürich—Chur nach Disentis leiten, sondern von Münsingen über Brig—Furka. Dieser Weg sei kürzer. Die Kreispostdirektion Bern schreibt dazu, die Verbindung von Münsingen über Brig nach Disentis sei schlechter als über Zürich—Chur. Die Furkabahn fahre ja nur 4 Monate im Jahr. Und in diesen 4 Monaten sei der Fahrplan so schlecht, daß die «GZ» über Zürich viel schneller nach Disentis gelange.

Ganz allgemein ist zu sagen: Alle abseits wohnenden Abonnenten, nicht nur die im obersten Rheintal, bekommen die «GZ» auf der schnellstmöglichen Route.

Trifft das Erscheinen der «GZ» (1. oder 15. des Monats) auf den Samstag/Sonntag, wo die Post nicht überall hingelangt, oder auf einen Montag, so geben wir die «GZ» schon am Donnerstagabend zur Post. (Man begreife, daß wir deshalb am Redaktionsschluß für die Anzeigen — sechs Tage vor Erscheinen — festhalten müssen.)

## Kunterbuntes

Rekord im Schafstall: Ein Schaf in Aresing (Bayern) hat fünf Lämmer geboren. Drillinge bei Schafen sind eine Seltenheit. Vierlinge gab es auch schon. Aber Fünflinge bei Schafen ist erstmalig. Der Schafmutter geht es gut. Aber wie wird die Gute ihre fünf Kinder ernähren können?

Schachspiel im kommunistischen Ostdeutschland. Ein Kunstschreiner hat neue Schachfiguren geschnitzt: Für den König einen Arbeiter, für die Königin eine Arbeiterin, für den Turm einen bewaffneten Wärter. Die Bauern tragen Sichel und Hammer. (Das Pferd wird wohl durch Traktoren ersetzt und der Läufer durch einen Westflüchtling.)

Picasso-Bilder. In London wurde ein solches («Hockende Frau») für 528 000 Franken verkauft. Mit soviel Geld könnte man ein 16-Familienhaus bauen. (Das ist kein Werturteil des Redaktors. Er versteht überhaupt nichts von Picasso. Immerhin

Ein anderes Kapitel betrifft die immer wieder eintreffenden Reklamationen: «Ich habe die ‚GZ‘ nicht bekommen» oder gar «Warum haben Sie mir die ‚GZ‘ nicht geschickt?» Dazu ist zu sagen, daß die Adressiermaschine in der Spedition kaum eine Adresse ausläßt. Die «GZ» kann aber auf der Reise stecken bleiben, oder unmittelbar vor dem Ziel: Jemand anderes hat sie vom Briefträger in Empfang genommen, gelesen und verlegt oder mit andern Drucksachen in den Papierkorb geworfen. In diesem Falle: Karte an Herrn E. Wenger, Sonnhaldeweg 27, Münsingen, und Du bekommst die «GZ» nachgeliefert.

Ein Traum: Sämtliche 2200 Abonnenten möchten einmal dem Redaktor zornig schreiben, sie hätten die «GZ» nicht bekommen. Der Redaktor wäre stolz wie Napoleon nach der Schlacht bei Jena. Denn warum: Es reklamieren nur die, denen die «GZ» nicht gleichgültig ist, also jene, die sie schätzen.

K. F. in Basel: Merci für die 3 Blauband! Schon geschmaucht! (Schade, daß Ernst Meier nicht die goldene Armbanduhr zerbrochen hat!)

ist ihm seine kochende Frau tausendmal lieber als Picassos «Hockende Frau».)

Apropos Picasso! Böse Zungen sagen, seine Bilder seien dermaßen häßlich, daß Ratten und Mäuse ein Haus mit Picassobildern für immer fliehen und die Stubenfliegen tot zu Boden fallen. Aber Ähnliches wurde schon in früherer Zeit von andern Malern gesagt, deren Bilder heute verstanden und geliebt werden (Césanne, van Gogh).

Im New-Yorker Mount-Sinai-Spital müssen die Ärzte jede Woche eine Stunde Unterricht im Schönschreiben nehmen, damit der Spital-Apotheker ihre Rezepte lesen kann. Das könnte auch bei uns nicht schaden, denn falsch gelesene Rezepte können lebensgefährlich sein für den Kranken. Könnte Gf. befehlen, so wäre es dies: Ärzte mit schlecht leserlicher Handschrift haben die Rezepte doppelt auszufertigen, handschriftlich u n d mit der Maschine.

Gf.

# Von Blutegeln und anderen Dingen

Einem Brief von H. R. Walther an die Gewerbeschüler entnommen:

Viele haben Mitleid mit mir wegen meinen körperlichen Schmerzen. Ich habe aber nur sehr geringe Schmerzen. Mein Bein ist zwar wie das eines jungen Elefanten, wenn ich eine Viertelstunde gegangen oder gestanden bin. Ich habe dann das Gefühl von in den Muskeln eingebauten Bleigewichten.

Ich fragte den Arzt, ob ich Blutegel an mein Bein setzen solle, damit sie das kranke Blut herausaugen. Ihr kennt doch die Blutegel. Es sind die flachen schwarzen Wasserwürmer mit den Saugscheiben an ihren Vorder- und Hinterenden. Sie leben in den Bächen. Sie werden 10 bis 20 cm lang und sind leicht zu fangen. Der Arzt sagt, die schweizerischen Blutegel seien träge. Sie saugen nicht gerne. Man verwende nur ungarische Blutegel in den Spitälern. Er brachte mir aber keines von diesen lieben Tieren. Somit bekam ich keinen Zoo in mein Spitalbett.

Ganz untätig bin ich nicht bei all dem Liegen und Warten. Ich versuche jetzt vorwärts zu machen mit dem Staatskundefachlehrmittel für gehörgeschädigte Gewerbeschüler. Es gibt viel Arbeit, und diese Arbeit geht nur langsam vorwärts. Manchmal, wenn ein Kapitel fertig ist, wünsche ich es Euch vorzulegen, mit Euch zu lesen und darüber zu sprechen. Dann wüßte ich, ob Ihr auch alles verstehen könnt.

Im Spital hat mir die Bibliothekarin einen Katalog gebracht. Ich war erstaunt. So viele gute Bücher sind in der Spitalbibliothek. Viele Bücher, die jede Schweizerin und jeder Schweizer kennen sollte. Ich wünsche keinem von Euch, daß er einmal einige Wochen im Spital liegen muß.

Aber Zeit haben, um Bücher von Gottfried Keller, Jeremias Gotthelf, Conrad Ferdinand Meyer und Heinrich Federer zu lesen, das wäre gut für Euch alle. Die Schüler, die ein Gymnasium oder ein Seminar besuchen, lernen diese Bücher kennen. Die Gewerbeschüler haben so wenig Zeit. Das ist schade. Vielleicht findet Ihr aber doch früher oder später Zeit, die Werke dieser Schweizer Dichter zu lesen. Einige von Euch haben damit ja schon angefangen.

Noch etwas hat mich im Spital staunen gemacht. Das war die Hilfsbereitschaft der Krankenschwestern. Diese Schwestern pflegen die Patienten so liebevoll. Tag und Nacht arbeiten sie. Immer sind sie bereits, den Kranken zu helfen. Am Anfang hatte ich Mühe, alle diese Hilfeleistungen anzunehmen. Es war so ungewöhnlich für mich. Ich war ja noch nie als Patient im Spital. Ich hüpfte zum Lavabo, um mich zu waschen. Ich hatte nicht gerne, wenn mir die Schwester das Waschwasser ins Bett brachte. Einmal erwischte mich die Schwester am Lavabo. Sie erschrak. Sie meldete dem Arzt, ich sei der ungehorsamste Patient, den sie je gehabt habe. Sie drohte mir, sie wolle mich im Bett anbinden, damit ich nicht mehr unerlaubterweise zum Lavabo gehen könne. Ein anderer Patient war aber auch nicht sehr folgsam. Eine Schwester stach ihm jeden Morgen mit einem dünnen Röhrchen in die Ader im Arm. Man mußte sein Blut täglich untersuchen. Einmal, als die Schwester nicht gerade aufpaßte, füllte er roten Veltliner Wein in das Blutgläschen. Es sah genau aus wie frisches Blut. Die Schwester merkte nichts. Sie trug das Gläschen ins Labor. Dort merkten die Laborantinnen aber rasch, daß etwas nicht stimmte.

## Ist das nicht schrecklich?

In der Schweiz werden jährlich 1 870 000 Hektoliter Wein getrunken. Das macht 37 Liter auf eine Person, Frauen und Kinder mitgezählt. Bei einer sechsköpfigen Familie sind es 222 Liter im Jahr. Da aber die Kinder kaum Wein trinken und die Mütter nur ganz wenig, trifft es auf den Vater allein 200 Liter im Jahr. Im Durchschnitt! Viele Männer trinken aber nur wenig Wein, viele gar keinen. Somit ist auszurechnen, daß die andern 400—600 Liter im Jahr trinken. Zum Wein kommen aber noch Bier, vergorener Most und Schnäpse. Ist das nicht schrecklich? —

«Wann wird der Retter kommen diesem Lande?» möchte man mit Ruodi in Schillers «Wilhelm Tell» ausrufen. Es bräuchte da mehr als einen

Salomo, um den Weinbauern zu geben, was des Weinbauers ist, und gleichzeitig die Schweizer zu schützen vor der Alkoholschwemme.

Etwas freilich kannst auch Du tun: Iß Trauben und Obst, trink Süßwein und Süßmost statt Mineralwässer! So rettst Du Trauben und Obst vor der Verwandlung in Alkohol.

### **Kinos werden Kegelbahnen**

In vielen Ländern macht das Fernsehen Kinos überflüssig. Die Leute bleiben lieber zu Hause am Fernsehapparat. Das ist bequemer als der Gang zum Kino und billiger. In England gehen nur halb soviel Leute in das Kino wie vor sechs Jahren. Deshalb werden viele Kinotheater umgebaut für andere Zwecke, so auch für Kegelbahnen. Kegeln ist ja große Mode.